

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 103 (1977)
Heft: 39

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

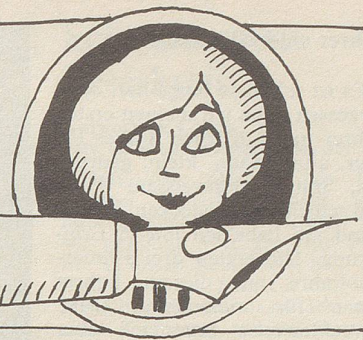
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Frau Meier

Beinahe hätte ich sie nicht wiedererkannt, die hübsche junge Dame mit aufgestecktem Blondhaar, die mich im Tram ansprach. Erst ihr freundlicher Gruss und ihre lebhaft Sprechweise brachten mir das sympathische junge Mädchen wieder ganz in Erinnerung. Künstlerisch hochbegabt, hatte sie vor einigen Jahren nach langem Zögern auf eine Ausbildung als Schauspielerin verzichtet und ein «Brotstudium» ergriffen. – «Ich bin eben auf dem Weg zum Pfarrer», sagte die junge Dame, «in zwei Wochen werde ich heiraten; ich habe mir die Haare hochgesteckt, nicht wahr, ein Chignon wirkt seriöser.» Sie erzählte noch rasch, dass sie gerade ihr Staatsexamen hinter sich gebracht und in der Altstadt eine Wohnung gemietet habe. Bevor sie aussteigen musste, fragte ich: «Wie werden Sie denn künftig heissen?» – «Grässlich! Erinnern Sie mich nicht daran, ich brauche meinen alten Namen noch, solange ich kann! Ich heisse nämlich jetzt dann – und sie buchstabierte halb flüsternd: M-e-i-e-r. Wenigstens mit gewöhnlichem i.» Sie lächelte belustigt über sich selbst, wohl weil ihr einfiel, dass man die aparte Variante ja doch nicht heraus hören würde. Dann musste sie sich verabschieden, und ich konnte die baldige Frau Meier nicht mehr fragen, was sie vom neuen Familienrechtseckentwurf halte, der vorsieht, die Ehegatten selber wählen zu lassen, ob sie den Familiennamen der Frau oder den des Mannes tragen wollten. Wäre sie jetzt eine bekannte Schauspielerin, ging es mir durch den Kopf, dann würde es wohl kaum jemandem einfallen, sie Frau Meier zu nennen; sie würde ihren eigenen wohlklingenden Namen beibehalten oder sie hätte inzwischen einen Künstlernamen angenommen.

Viele Frauen legen bei der Eheschliessung ihren angestammten Namen mit der Bereitwilligkeit ab wie ein altes Kleid, das sie jetzt endlich nicht mehr zu tragen brauchen. Andern dagegen ist er zu einem Bestandteil ihres Wesens geworden, den sie immerhin mit einem Bindestrich dem neuen Namen als Anhängsel beifügen. Gewiss strebt das neue Eherecht die Verwirklichung fortschrittlicher Ideen an, die der Frau mehr konkrete Vorteile bringen als die Beibehaltung ihres angestammten Namens. Und doch muss die vorbereitende Kommission einen sehr wunden Punkt des Schweizern und der Schweizerin berührt haben, sonst wären in Vernehmlassung und Presse darüber nicht Kommentare «in epischer Breite», wie Bundespräsident Furgler wörtlich sagte, erfolgt.

Warum eigentlich soll es selbstverständlich sein und bleiben, dass der Mann bei der

Heirat seinen Namen beibehält, während die Frau den ihren ablegen muss? Zu meinem Erstaunen hat sich eine Juristin unlängst in der Tagespresse für die Beibehaltung der Heiratorte beider Ehegatten ausgesprochen, jedoch gegen die Beibehaltung des Familiennamens der Ehefrau. Nun hängt aber in den meisten Fällen gerade der Bürgerort eng mit dem Familiennamen zusammen; ich kann mir deshalb kaum vorstellen, warum man seinen Bürgerort unbedingt behalten, seinen Namen aber ablegen sollte. Ich meine, dass ein erwachsener Mensch seine berufliche und gesellschaftliche Existenz doch weitgehend mit seinem Familiennamen identifiziert, und dass der Verlust dieses Namens bis zu einem gewissen Grade auch den Verlust dieser Identität bedeutet. Eine Frau, die sich unter ihrem eigenen Namen einen Namen gemacht hat, wird sich nicht so leicht zur Uebernahme eines andern entschliessen. Unter gewissen Bedingungen wird ihr zwar das Tragen ihres angestammten Namens in ihrer Betäti-

gung als Künstlerin oder bei wissenschaftlichen Publikationen weiterhin gestattet sein. Aber amtlich und im privaten und gesellschaftlichen Bereich wird sie eben Frau X., die Frau des Herrn X., sein. Immerhin wird bei uns das Dorli Läderach bei der Heirat bloss zum Dorli Meier; bei unseren welschen Miteidgenossen aber verliert die Jacqueline Dupont gleich noch ihren Vornamen, wenn sie ihren Jean-Pierre heiratet, und wird von der Jacqueline Dupont zu Madame Jean-Pierre Laroche. Abgebrochen die Brücken zur Vergangenheit, gesellschaftlich ausgelöscht ihre frühere Existenz.

Möglicherweise sind die Frauen, die an ihrem Namen hängen und nach dem neuen Gesetz auch an ihm festhalten möchten, doch zahlreicher als man glaubt. Aber dann sollten sie sich nicht scheuen, dies öffentlich zu sagen. Jetzt ist diese Möglichkeit eventuell gegeben. Den Wunsch kann ich durchaus verstehen; ich brauche nur an die junge Dame zu denken, die inzwischen bereits Frau Meier heisst.

Nina

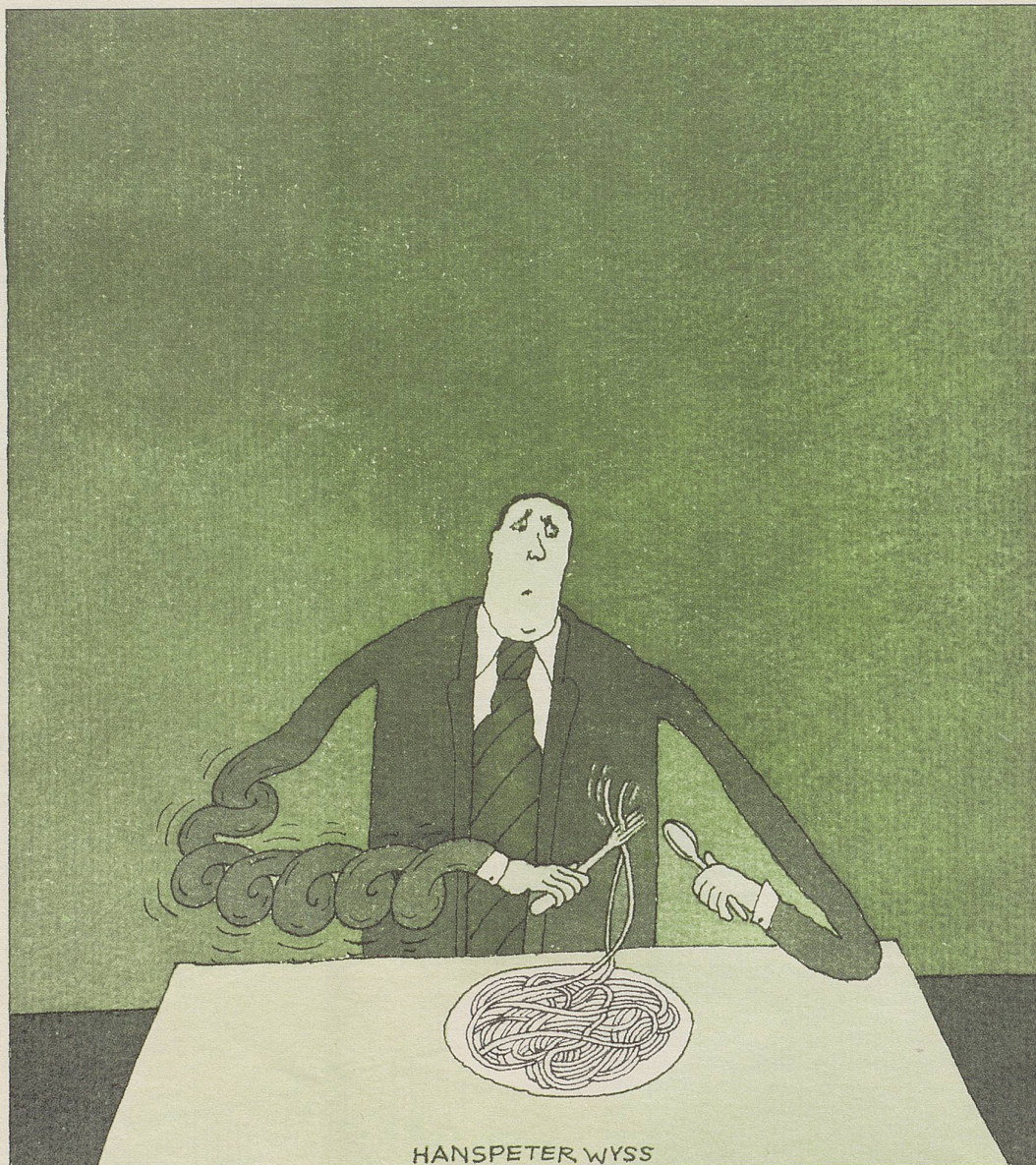


«Was sie über das Kochen *nicht* weiss, ist es nicht wert, gewusst zu werden!»

Lehrer sind Glückssache

Es ist schon so lange her, doch vergessen habe ich meinen ersten Lehrer nie. Für mich war es ein alter, alter Mann, klein, gedrun-gen, mit schlohweissem Haar und einem Haselstecken in der Hand. So habe ich ihn in Erin-nerung. Die ersten drei Primar-schuljahre mit diesem Lehrer waren für mich eine Qual. Gerechterweise muss ich aber sagen, dass der Fehler vermut-lich nicht allein beim Lehrer lag, sondern vielmehr am damaligen Schulsystem. Eine Woche hatten die Mädchen von 8–10 Uhr, und die Buben von 10–12 Uhr Schule, die nächste Woche dann umgekehrt. Ich hatte mit dem Lesen immer Mühe. Heute heisst das in der Fachsprache Leg-asthenie. Ich weiss nicht mehr, wieviele Tatzen ich mit dem Haselstecken einstecken musste. Das aber war nicht die schlimm-ste Strafe. Wenn ich also nach des Lehrers Meinung allzusehr stotterte, und ich gerade von 8–10 Uhr Schule hatte, so musste ich nachsitzen von 10–12 Uhr und war so dem Spott der Buben ausgesetzt. Sie ergötzten sich weidlich an meiner Ver-legenheit und meinem Missge-schick. Wir wussten allerdings, dass der Lehrer ziemlich vergess-lich war, wenigstens sah es so aus, denn manchmal entging ich Sünder der schrecklichen Strafe, indem ich mich einfach dünn machte und heimging. Ich kann mich nicht erinnern, dass es des-halb am andern Tag eine Strafe absetzte. Es wäre natürlich auch möglich, dass es der Lehrer ab-sichtlich vergass.

Der Umstand, dass mich dieser selbe Lehrer dann meinem nächsten in meiner Gegenwart empfahl, spricht dafür. Mein nächster Lehrer also von der 4. bis 6. Schulklasse war sehr gut zu uns (die Meinungen der Ehe-maligen gehen jedoch auseinan-der hierüber), zu mir jedenfalls war er gut, und so tat ich all-mählich den Knopf auf und ich ging gern zur Schule. Auch ihn sehe ich immer noch im Geiste vor mir. Er hatte längs den Schulzimmerfenstern eine Menge Aquarien. Während den schriftlichen Aufgaben beschäf-tigte er sich immer mit seinen Fischen, und diese Beschäfti-gung wirkte beruhigend und ver-trauenerweckend auf mich. Auch er empfahl mich in meiner Gegenwart meinem nächsten, dem Sekundarlehrer, der mir ebenfalls sehr viel Gutes und Brauchbares auf den Lebensweg mitgegeben hat. Ich hatte also Glück mit meinen Lehrern, wenigstens in der Volksschule. Was später kam, steht auf einem andern Blatt. Wichtig aber, so scheint mir, sind für das Kind



und seine Entwicklung doch die ersten Schuljahre. *Martha E.*

Sparsamer Storch

Sparen ist heute Trumpf. Auch der Bund wird vom Volk dazu gezwungen. Der brav haus-haltende Schweizer will nicht be-greifen, dass der Staat in Krisen-zeiten Milliardendefizite machen soll, damit er die Wirtschaft wie-der ankurbeln kann. Grosses Streichkonzert also im Bundes-haus. Wirkliche Einsparungen können aber fast nicht vorge-nommen werden, die Kosten werden auf die Kantone, Ge-meinden und Bürger abgewälzt. Dass von dieser Sparübung auch die Krankenkassenbeiträge be-troffen werden, merken wir erst bei der nächsten kräftigen Prä-mienerhöhung. Ohne die Bun-desbeiträge wären unsere Frau-enprämien dreimal höher als die-jenigen der Männer. Das Kin-derkriegen ist teuer, und ausser-dem werden wir viel schneller

ins Spital eingeliefert als unsere Männer. Wenn diese erkranken, pflegen wir sie liebevoll und kostenlos zu Hause.

Nun hätte ich aber einen Vor-schlag, der eine wirkliche Ein-sparung bringen würde: Frauen, bleibt für Geburten wieder zu Hause! Im Budget unserer Ge-meinde figuriert jedes Jahr ein Betrag von Fr. 3200.– als «Wartegeld» für die Hebamme. Es gab zwar schon jahrelang keine Hausgeburt mehr in unserm Dorf, aber ein Gesetz verpflichtet jede Gemeinde unse-res Kantons, eine Hebamme an-zustellen. Eine solche Geburts-helferin betreut meist mehrere Gemeinden und bekommt so von jeder ein Wartegeld. Als einzige Gegenleistung für dieses Gehalt muss sie immer ihr Köfferlein bereithalten und hie und da Wie-derholungskurse besuchen. Trotz der guten Entschädigung ist sie bei ihrer erzwungenen Arbeits-losigkeit aber keineswegs glück-lich.

Vor Jahren wohnten wir noch

in einer kleinen Gemeinde. Wie hocherfreut war doch jene Stor-chentante, die ich um Hilfe an-fragte, als ich unser erstes Kind erwartete. Der junge Arzt aber, den ich wegen meines «Umstan-des» konsultierte, war wenig er-baut über meinen «ausgefallen-nen» Wunsch. «Wenn Sie zu Hause gebären wollen, müssen Sie sich einen andern Arzt su-chen. Ich übernehme die Verant-wortung nicht!» Basta. Ich war ratlos und wandte mich an die Gemeindehebamme. Der von ihr empfohlene Arzt freute sich über meinen Entschluss. Seine Frau hatte nach zwei langwierigen Geburten im Spital das dritte und vierte Kind zu Hause ohne Schwierigkeiten auf die Welt ge-bracht. Er glaubte, die gewohnte Umgebung habe entspannend auf seine Frau gewirkt.

Mein Termin rückte näher. Die Vorbereitungen auf die Hausgeburt waren nicht so gross, wie ich befürchtet hatte. Als die Wehen einsetzten, brauchte ich nur der Hebamme zu telefonie-

ren, und sofort kam sie angesaut. Mein Mann war ihr geschickter Assistent, und schon nach wenigen Stunden krächte unsere Monika. Von Mann, Hebamme und Hauspflegerin verwöhnt und betreut, genoss ich das Wochenbett zu Hause. Tagsüber war unser Töchterlein immer in meinem Zimmer. Zwei Wochen lang kam die Hebamme täglich, anfangs zweimal, nachher einmal am Tag. Meinen Säuglingspflegkurs hätte ich mir schenken können, denn nun wurde ich sorgfältigst in meine neue Aufgabe eingeführt. Die Ankunft des Bräuerleins nach zwei und des Schwesterleins nach vier Jahren war für unsere Monika kein Schock, ihr Mami war ja nicht zehn Tage fortgewesen und hatte dann nach der Trennungszeit gar noch ein fremdes Geschöpf mitgebracht.

Weil ich bei der Freundin und den Nachbarinnen von meinem Hausgeburts-Erlebnis schwärmte, blieben auch sie für die Geburten daheim. Sie waren alle davon begeistert, vor allem jene Nachbarin, die ihr erstes Kind in einer Klinik geboren hatte. Weil sie nicht stillen konnte, durfte sie damals ihren Andreas nur jeden Tag etwa eine Viertelstunde bei sich haben. Wie glücklich war sie, als sie ihr Zweitgeborenes selber betreuen durfte. Glücklicherweise war auch die Hebamme. Endlich konnte sie ihren geliebten Beruf wieder ausüben. Am allerglücklichsten waren aber wohl die Krankenkassen. Für sie kamen diese Hausgeburten beträchtlich billiger zu stehen, als wenn wir eine Klinik aufgesucht hätten. *Vreni*

Ordnung muss sein! Muss Ordnung sein?

Wenn Sie, verehrte Hausfrau, das Zimmer unseres jüngsten, immerhin volljährigen und auch bereits militärisch auf Ordnung gedrehten Bruders betreten, so werden Sie kein freies Plätzchen zum Absitzen finden. Sie werden nur im «Storchenschritt» zum Fenster gelangen. Bett, Stühle und Boden sind nämlich übersät mit Kleidern, Büchern, Schallplatten, Schuhen, Radiobestandteilen und dergleichen. Sollte es Ihnen einfallen, das Zimmer weiter zu inspizieren, so werden Sie unter dem Bett mindestens drei Paar Socken, natürlich schmutzige, finden. Oeffneten Sie gar den Schrank, so würden Sie ihn entsetzt sofort wieder schliessen, denn dort wird ohne System grundsätzlich alles hineingestopft, wo es eben sonst gerade keinen Platz hat. Das Pult (eigentlich das Prunkstück des Zimmers) ist nur noch Ablagefläche für alles, was man noch

einmal zum Basteln brauchen könnte. Einen Kugelschreiber oder gar ein Blatt Papier werden Sie jedoch dort niemals finden.

Sie fragen sich jetzt vielleicht entsetzt, ob denn hier niemand (die Mutter – wer denn sonst?) für Ordnung sorgt. Unsere Eltern leben leider seit einiger Zeit nicht mehr. Wir Geschwister haben jedoch die elterliche Wohnung behalten, und da wir alle berufstätig sind, haben wir uns dahin geeinigt, dass jedes sein «Revier» selber aufräumt. Die Lösung wäre doch gerecht, nicht wahr? Bis jetzt war dem Jüngsten weder mit Schimpfen, Schmeicheln noch mit Bitten beizukommen. Wir hörten nur Lebensweisheiten wie: «Was hat eine Hausordnung mit dem Hunger in der Welt zu tun? Ich brauche die Zeit für wichtigere Dinge! Staubsaugen ist etwas für frustrierte Hausfrauen! Mich stört die Sauordnung überhaupt nicht!» Schliesslich resignierten wir und liessen seine Bude verkommen. Die Mehrarbeit wollte prinzipiell niemand auf sich nehmen. (Da sind Mütter doch viel «menschlicher».) Das ist das Ende des ersten Teils der Geschichte eines unordentlichen ledigen jungen Mannes.

Vor ein paar Monaten begann nun das unordentliche «Genie» zu kränkeln. «Hoheit» war ständig erkältet, hatte täglich Kopfschmerzen, röchelte abends wie ein Eiskunstläufer nach der Kür. Weg waren auch Lebenslust und Unternehmungsgeist. Unser Hausarzt schien es mit den verschriebenen Mitteln nicht so recht getroffen zu haben. Als Weg zur möglichen Heilung kam nun noch ein Allergie-Test in Frage. Und das Resultat? Allergisch auf irgendeinen Hausstaub! Jetzt haben wir wieder Frieden im Haus! Wir «Ordnentlichen» heucheln sogar Mitleid und lachen doch auf den Stockzähnen, denn wir vertrauen der Kunst der Aerzte in der Poliklinik.

Unser «Lebenskünstler» und Faulpelz räumt jetzt seit Tagen wie besessen auf. Der Umsatz an Abfallsäcken dürfte erheblich gestiegen sein. Die Waschmaschine hat er höchst persönlich eingefüllt und selber in Betrieb gesetzt. Die Schuhe stehen blitzblank geputzt im Schuhgestell. «ER» will wieder gesund werden und sammelt jetzt wie besessen Staubchen mit dem Staubsauger aus Teppichen, Kissen, Wolldecken, usw. und beschriftet die Baumwolltüchlein gewissenhaft.

Die «Wäntelebude», wie wir sein Zimmer bereits nannten, gleicht jetzt schon eher einem möblierten Zimmer bei der Uebergabe am Monatsersten. Es kommt uns tatsächlich vor, als hätten wir jetzt einen pedanti-

schen Untermieter in unserer Haushaltung! Ende des zweiten Teils der Geschichte eines unordentlichen ledigen jungen Mannes.

Und die Moral der Geschichte aus meiner Sicht: Hausfrauenarbeit ist wertvoller als manche meinen!
Josy-Antoinette

Frauen und Umweltschutz

Ist dieses brennend wichtige Postulat wirklich nur einsichtigen und mutigen Männern vorbehalten? Liebe Mitschwestern, das darf doch nicht sein! – Sorgen wir uns nicht um die Zerstörung unserer natürlichen Umwelt, um die seelische und körperliche Schädigung unserer Kinder und um die rapide Verminderung der Lebensqualität ganz allgemein?

Was für einen gewichtigen Rückhalt hätten diese tapferen und mit grösstem persönlichen Einsatz, mit überzeugenden Fakten kämpfenden Männer gegen eine Uebermacht aus reiner Gewinnsucht und Gedankenlosigkeit mit einem entschlossenen Beistand der Frauen. Wahrscheinlich würde sich dann nicht mehr, wie bei einer Tagung über Verkehrspolitik und Umweltschutz, ein Teilnehmer, offenbar über die Anwesenheit einer Frau geradezu kränkend überrascht, wagen zu fragen: «Ja, sagen Sie einmal, interessiert Sie das überhaupt?» Unterton der Frage: «Verstehen Sie überhaupt etwas davon?»

Wer die bedrohliche Unruhe unter einer beachtlichen, teils jüngeren Teilnehmerzahl erlebte, als die Rede kam auf die persönliche Freiheitsbeschränkung zugunsten des Allgemeinwohls, wie sie in jedem Rechtsstaat üblich ist, der kriegte ein stilles Grauen.

Wäre der Umweltschutz nicht ein hochaktuelles Thema für unsere Frauenverbände? Immerhin, es waren unter ca. 200 Teilnehmern an der oben erwähnten Tagung doch vier Frauen anwesend.

Elisabeth

Kindermund

Meine kleine Nichte begleitet mich ins Warenhaus. Die verschiedenen Abteilungen sind wieder einmal umgestellt worden, so dass ich mich zur Damenwäsche durchfragen muss. Die Kleine fragt mich, weshalb ich Damenwäsche gekauft habe. Auf meine Antwort, dass ich doch für Grossmutter ein Hemd kaufen musste, krächte sie in voller Lautstärke und weitherum hörbar: «Aber dir sit doch keni Daaaame!»

LB

Als wir unsere Ferien im Berner Oberland verbrachten, rühmte meine Frau die schöne Aussicht und die gute Luft, worauf unser Töchterchen meinte: «Was, di guet Loft? die schnuufet me doch grad wider use!»

JSI

Echo aus dem Leserkreis

Antwort an Gloria

betr. «Reiseabenteuer» (Nr. 33)

Dass diese «Dame» uns Tiereschützer lächerlich macht, stört mich persönlich nicht. Daran sind wir gewöhnt. Wer aber für Tiere, für Pflanzen kein Herz hat, dem fehlt auch der Sinn für den Mitmenschen. Lieber lasse ich mich einen Tiernarren nennen, für mich ein Ehrentitel, als dass ich mich je auf das Niveau einer, besser dieser Gloria sinken lasse.

Dr. h. c. Carl Stemmler-Morath

*

Die «Reiseabenteuer» von Gloria fand ich sehr geschmacklos. Ist es wirklich nötig, den Schwangerschaftsabbruch gegen den Tierschutz auszuspielen? Schade, dass der Nebelspalter solche blöde, humorlose Artikel abdruckt. Wäre das beim Bethli auch passiert?

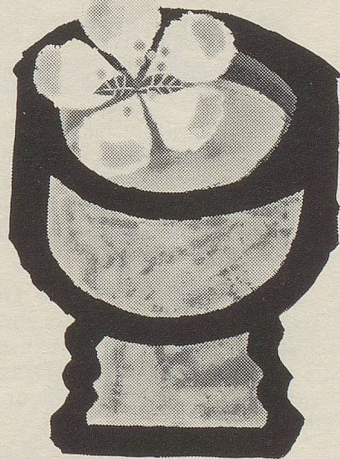
Mit freundlichen Grüßen (aber nicht an Gloria!) *Frieda Gut*

*

Sie werfen alles in den gleichen Topf und merken nicht, dass die Tierfreunde Leben schützen, die Befürworter der Kindsabtreibung aber Leben vernichten wollen. Also zwei sehr unterschiedliche Ziele. Wollen Sie eigentlich mit Ihren Zeilen für die Fristenlösung werben? Sie schreiben von unerwünschten Babies, denen man ein Leben aufzwingt, das man keinem Tier zumuten würde. Kennen Sie wirklich Kinder, die wie Tiere oder schlechter behandelt werden? Warum haben Sie diese krassen Fälle nicht der zuständigen Fürsorgestelle gemeldet? Pauschalbehauptungen sind so einfach!

Annemarie

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet